

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N. 25.]

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

[1876.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Aber es war Berner nicht entgangen, daß Beide matter und kränklicher als gewöhnlich aussahen. Kam das von der verdoppelten Thätigkeit, wie Marie sagte? Waren noch andere Ursachen mit ihm Spiele? Warum war Marie hinausgegangen, als er von seiner Begegnung mit Blumenthal sprach, und zeigten ihre Augen nicht Spuren von Thränen, als sie wieder in's Zimmer trat? Sollte Blumenthal denn immer noch in ihrem Herzen leben? — So mancherlei Gedanken waren ihm bei diesen Fragen, die sich ihm aufdrängten, durch den Kopf geschossen. Vielleicht gab es doch noch ein glückliches Ende, — vielleicht! Noch hatte Blumenthal nichts gethan, um es herbeizuführen, und wenn er nichts that, wenn die Dinge in bisheriger Weise ihre furchtbare Entwicklung nahmen, was konnte anders herauskommen als die Wiederkehr des Pfarrers! — Das sollte nimmer geschehen, so hatte er es sich im Stillen gelobt, — aber wie helfen? — Soviel er früher von seinem Hungerlohn noch entnehmen konnte, hatte er Frau Köhler gegeben, allein jetzt war er selbst abgebrannt wie eine Kirchenmaus, und die Ueberzeugung, nicht helfen zu können, wo Hilfe mehr denn je nothwendig erschien, verstimmte ihn und trübte heute seine Mußestunde. Er hatte gleich nach seinem Besuche im Köhler'schen Hause Blumenthal aufgesucht, diesen aber nur flüchtig sprechen können, da er stark beschäftigt war. Blumenthal hatte ihm beiläufig von seinen Bemühungen erzählt, um den alten Walbvertrag wieder aufzufinden, und dann war er mit dem Versprechen fortgeeilt, noch vor Schluß der Woche nach Schönenberg zu kommen. Blumenthal's Hilfe für die Köhler'sche Familie anzurufen, das verbot ihm wieder ein gewisses Zartgefühl — aber Noth kennt kein Gebot, er wollte doch mit ihm sprechen. Auf alle Fälle nahm sich Berner vor, dem Landrath einen Besuch zu machen und ihm die furchtbare Nothlage, in der sich die Gemeinde befand, zu schildern. Vielleicht ließ sich die Regierung doch zu irgendeiner Hilfe herbei. Sehr ermuthigt fühlte er sich von diesem Entschlusse nicht, doch wollte er der Sache wegen den Weg nicht scheuen, wenn ihm auch selbst der Erfolg mehr als zweifelhaft erschien.

Jetzt kamen mehrere Weber und Spinner aus der Stadt zurück. Sie hatten am Morgen Arbeit auf den Markt gebracht. Stumm näherten sie sich, die Köpfe gesenkt, die alten Schatten der Sorge in den abgehärteten Gesichtern.

„Wie sie heranschleichen, die Armen,“ murmelte Berner seufzend. „Was werden sie anders heimbringen als neue Enttäuschungen?“

Die Männer hielten vor seiner Thür und er trat zu ihnen. „Nichts Gutes, wie immer?“ sagte er, ihnen die Hände schüttelnd.

„Nichts Gutes!“ antworteten sie Alle.

„Kostet jetzt das Pfund Flach 2 Silbergroschen 6 Pfennige,“ sagte ein Spinner. „Gibt zwei Strähn davon — wenn's nicht zu stark gesponnen ist, und der Strähn kommt sonst auf 2 Silbergroschen 6 Pfennige, Arbeitslohn also 1 Silbergroschen 3 Pfennige. Ist das nicht eine Schande, wenn man Einem von diesem Verdienste auch noch etwas abzwacken will! Fünf Strähn werden in der Woche fertig — macht 7 Silbergroschen 6 Pfennige! Davon die Kinder ernähren und die Steuern zahlen — man möchte in's Wasser gehen, wenn man nur an das Elend denkt.“

„Die Art sollte man nehmen und so einem Schurken den Schädel einschlagen!“ rief ein Weber. „Hatte das Garn zu meiner Webe vom selben Kaufmann genommen, dem ich sie zum Kauf brachte. Fährt mich der Buchhalter an: „Was ist das wieder für Arbeit! Da hat man natürlich das schlechteste Garn genommen, das aufzutreiben war. Da sehen Sie her: starkes und schwächeres Garn — es sind ungleiche Garne zusammengeweißt!“ — O diese Betrüger! Wenn man sie kauft, haben die Strähne nicht die gehörige Anzahl Fäden und die Fäden nicht die gehörige Länge, und später wird man noch einmal betrogen, dann ist das Garn schlecht und ungleich, das man als gut gekauft hat. Erdrosseln hätte ich diesen Menschen können.“

„Mir hat er zwei Pfennige von jedem Strähn abgezogen,“ sagte der Spinner finster.

„Mir haben sie auch etwas abgezogen,“ sagte ein Anderer. „Mir auch! — Mir auch!“ erscholl es von allen Seiten.

„Ich wollte Flachs kaufen,“ erzählte jetzt ein anderer Spinner, „und verlangte, daß man die Kloben wiegen sollte; neulich stimmte das Gewicht nicht. Aber da kam ich schön an, da schnaubte er mich an: „Wissen Sie nicht, was im Gesetze steht? Der Flachs soll nicht nach Gewicht, sondern nach Kloben verkauft werden!“ Die Gauner! Von den Bauern kaufen sie nach Gewicht und wir sollen ihre betrügerische Waare auf Treu und Glauben hinnehmen. Und so fest gebunden, sagte ich wieder, sind die Kloben, daß man nicht nachsehen kann, was im Innern ist, das soll doch nicht sein. Dann solle ich mich zum Teufel scheeren, schrie er mich an. Ich bin gegangen, habe aber zuletzt doch Schund nehmen müssen; der beste Flachs geht in die Spinnfabriken und wir bekommen Schund, den wir bezahlen müssen wie früher die beste Waare.“

„Es ist die alte Geschichte,“ sagte Berner, „die schon Micha erzählt. Sie schinden dem Volke die Haut ab und das Fleisch von den Beinen und fressen es. Die Beine zerbrechen sie und stecken sie in den Topf und das Fleisch in den Kessel.“

„Und Gott schweigt wie früher,“ rief ein alter Weber voll Bitterkeit.

„Es wird nicht besser, Freunde, wenn wir auf Gottes Hülfe hoffen,“ antwortete Berner. „Nur wenn die Menschen selbst sich Hülfe schaffen — kann's besser werden. Nie hat ein Gott den Menschen geholfen — lest nur die Bibel, lest sie nur! Blutige Thränen der Armen sind fast auf jedes Blatt der biblischen Geschichte gefallen, nirgends aber zeigt sich ein göttliches Strafgericht.“

„Man spricht davon, der König werde kommen,“ sagte ein Weber. „Wenn er nur käme, er soll ja ein guter Herr sein. Gewiß wird er bei unsrer Noth, wenn er sie sieht, sich unsrer erbarmen.“

„Sie rühmen alle seine Weisheit und Güte,“ bemerkte ein Anderer.

„Was hat er bisher gethan?“ wandte Berner achselzuckend ein. „Was weiß der von unsrer Noth!“

„Aber wenn er das Elend sehen wird, dann muß es besser werden; das kann ja einen Stein erweichen!“ hieß es von allen Seiten.

Jetzt kamen einige Frauen aus dem Dorfe ihren Männern entgegen. Ein ergreifendes Wiedersehen. Fragende Blicke und seufzendes Schweigen als Antwort! Dann zogen sie weiter in's Dorf, um das alte Joch von neuem auf den müden, schmerzenden Nacken zu nehmen.

Mit einem Händedruck hatten sie von Berner Abschied genommen, und einem Jeden hatte er noch ein Wort des Trostes zugerufen.

„Wie lange wird mein Trost noch ausreichen,“ murmelte er, als sie fort waren. „Die Stunde kommt, in der ein Nazarener selbst vergeblich trösten würde. Sie kommt, sie kommt, — und dann wird Zion wie ein Feld gepflügt und Jerusalem zum Steinhaufer werden.“ —

Den Park verließ jetzt ein junges Mädchen, eine schön gewachsene schlanke Gestalt in reichem Anzuge von dunkler Färbung. Sie trug den Kopf, welchen lange Locken umwallten, entblößt, ein Sammetband, das ihn umschlang und eine goldene Nadel trug, hielt die Haare von der Stirn zurück.

„Fräulein von Rabenberg,“ murmelte Berner aufstehend, „sie kommt zu mir.“

Er ging an die Gartenthür und öffnete sie; im nächsten Augenblick stand das Mädchen vor ihm und grüßte ihn mit freundlichem Kopfnicken. —

Alles ist zart und weich in diesem Gesichte und ein seltsam schwermüthiger Hauch ist darüber gebreitet, der selbst die Rosen der Jugend, welche ihre Wangen schmücken, berührt hat. Unter der sanft sich wölbenden Stirn blicken träumerisch dunkelblaue Augen hervor, die von langen Wimpern beschattet werden und ihren eigenthümlichen Ausdruck noch schärfer hervortreten lassen. Man fühlt sich seltsam von diesen Augen angezogen; ein schmerzliches Geheimniß liegt man darin und wird ganz unwillkürlich von einer gewissen Zuneigung zu diesem Mädchen erfaßt, noch ehe

man es näher kennen gelernt. So war es einst auch Blumenthal ergangen, als sie ihm zum erstenmal entgegentrat. All' sein Denken und Handeln, sein ganzes Leben gipfelte nur noch in der leidenschaftlichen Verehrung dieses Mädchens, das bald kindlich heiter zu plaudern wußte, bald wieder tiefe Schwermüth athmete und ihn anzusehen schien, ihr Ritter, ihr Ketter zu sein. Achtzehn Jahre zählte sie damals, heute steht sie auf der Schwelle der Zwanzig, aber mehr in schwermüthiger, als in heiterer Richtung hat sich seitdem ihr Wesen verändert.

„Nur ein paar Worte, Herr Berner,“ sagte sie mit wohlklingender Stimme; „ich darf wohl in die Laube treten? Der schnelle Gang hat mich etwas erschöpft.“

Ohne seine Antwort abzuwarten, trat sie in den Garten und ging in die Laube; Berner folgte ihr.

„Sie sehen sehr angegriffen aus, Fräulein von Rabenberg,“ sagte Berner, „fast scheint es, als hätte der Schlummer Ihr Lager gelassen.“

„Eine traurige Nacht liegt hinter mir,“ antwortete sie seufzend, — „aber nun ist der Kampf vorüber und müthig werde ich den Kelch leeren, den mir die Vorsehung reicht.“

„Und doch ist der Klang Ihrer Stimme zitternd, Fräulein von Rabenberg!“

„Es ist der Nachklang meines Ringens, Herr Berner. Wir Menschen können uns ja so schwer in ein Schicksal finden, das uns hart erscheint.“

„Ist es etwa gerecht, zeigt sich darin göttliche Liebe?“ antwortete Berner. „Was hart und unnatürlich ist, das muß man nie als leicht und natürlich bezeichnen. Seien wir nicht kirchlicher als die Kirche, die von schweren Prüfungen spricht, welche der Mensch erdulden muß, um geläutert und gereinigt in Gottes Reich seinen Einzug zu halten, wenn sie ein Unrecht, eine Ungehenerlichkeit bemänteln will.“

„Nehmen Sie mir die einzige Stütze nicht, die mir in der Noth noch bleibt,“ sagte sie schmerzlich. „Könnte ich denn die Last, welche Gott auf meine Schultern gehäuft, ertragen, könnte ich ohne die Stütze der Religion, ohne das Pflichtbewußtsein mich aufrecht erhalten? Und Millionen Menschen fühlen sich glücklich im Besitze dieser Stütze! Ich glaube, sie müßten, wie ich, verzweifeln, wenn sie sie nicht besäßen.“

„Kein Gott hat die Pflicht, von der Sie sprechen, auf Ihre Schultern gelegt,“ antwortete Berner. „Die Verhältnisse haben es gethan, und wenn der Pfarrer noch tausendmal Ihnen sagt, daß es Gottes Wille sei, den Wünschen des Vaters sich zu fügen, so erkläre ich das wiederholt als eine Unwahrheit.“

„Aber, Herr Berner . . .“

„Vergeben Sie mir, Fräulein von Rabenberg,“ lenkte er ein, „ich bin es nun einmal gewöhnt, rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, und Sie haben sie ja stets von mir gefordert. Geben Sie auf die religiöse Stütze nichts, ohne sie trägt man nur so viel, als die Kraft vermag, mit ihr aber schleppt man auch noch alle die Lasten mit sich fort, die Andere zu tragen hätten, und nun ganz gemächlich gepäckfrei neben uns hertraben.“

„Sie thun meinem Vater Unrecht, Herr Berner,“ sagte Fräulein von Rabenberg.

„Ich hatte nicht speziell ihn im Auge, doch gehört er mit in die große Klasse, die ich soeben gezeichnet. Er verlangt von Ihnen ein Opfer und bleibt unempfindlich gegen Ihre Schmerzen. Er fragt nicht darnach, ob Sie unglücklich werden, — und, Fräulein von Rabenberg, hat nicht ein Vater die gleichen, wenn nicht noch größere Pflichten gegen sein Kind zu erfüllen?“

Sie verhüllte einen Augenblick das Gesicht mit den Händen, dann sagte sie hastig: „Lassen wir Alles ruhen, Herr Berner. Einen Abgrund erschließen Ihre Worte vor meinen Augen. — Helfen Sie mir, helfen Sie mir, das Unvermeidliche leichter zu tragen.“

„Vom Rande dieses Abgrunds wollte ich Sie zurückziehen, Fräulein von Rabenberg,“ entgegnete er mit Wärme. „Werfen Sie die religiöse Stütze fort, mit der Sie direkt in den Abgrund gerathen, und erwägen Sie wohl, ob das Opfer, das man von Ihnen verlangt, nothwendig gebracht werden muß. Ueberlegen

Sie es nach allen Richtungen hin und dann handeln Sie. Der Weg, den die ruhige Erkenntniß weist, kann nur der des Glückes sein."

"Es ist zu spät! Es ist zu spät!" murmelte sie, sich erhebend. "Ich habe den Kelch auf mich genommen, Herr Berner," sagte sie laut, "erschweren Sie es mir nicht, ihn zu leeren. Ich weiß wohl, Sie meinen es von Herzen gut mit mir — doch vergessen Sie das Eine nicht, es gibt für mich jetzt kein Ueberlegen, kein Schwanken mehr, ich habe meinem Vater versprochen, den Ehevertrag zu unterzeichnen, und damit ist die Brücke abgebrochen."

Berner seufzte. "Ich hätte Sie gern glücklich gesehen, Fräulein von Rabenberg," erwiderte er.

"Und nun, Herr Berner, zum eigentlichen Zweck meines Kommens," sagte sie mit gesenkten Blicken, ohne ihm zu antworten; "Herrn Blumenthal droht Gefahr — heimlich stahl ich mich fort und eilte zu Ihnen . . ."

"Was gibt es wieder?" fragte Berner aufhorchend.

"Graf Hugo war Vormittags bei uns. Er brachte das Gespräch auf ihn und sagte: einige Tage nur noch, dann würde man von dem zubringlichen Bettler befreit sein, und ließe er sich so nicht entfernen, dann wüßte man schon Mittel, ihn unschädlich zu machen."

"Vielleicht den Meuchelmord," sagte Berner finster.

"O warnen Sie ihn, warnen Sie ihn, Herr Berner!" bat sie.

"Ich werde es thun, Fräulein von Rabenberg. Blumenthal wird Ihnen Dank wissen."

"Er darf es nie erfahren, daß ich es bin, von der diese Warnung ausgeht. Die alten Erinnerungen dürfen nie wieder wachgerufen werden. Und nun lassen Sie mich scheiden. Ich werde wachsam sein und Ihnen Alles mittheilen, was ich irgend erfahre."

Sie reichte ihm die Hand und eiligen Schritts verließ sie die Laube. Bald hatte der Park sie wieder aufgenommen. — Berner blickte ihr nach, bis sie verschwunden war.

"Sie will wachsam sein!" murmelte er. "Wie die Natur trotz aller religiösen Dämme doch ihren Weg zum Herzen findet! Und Millionen Menschen, sagte sie, werden glücklich bei dieser religiösen Stütze. O dieser Pfaffensturz! Systematisch ersticken sie die natürliche Widerstandskraft der Menschen und ersetzen sie durch künstliche Unempfindlichkeit. Wie sie dahinkuchen, diese Glücklichen — die Gesichter verzerrt — den Todesschweiß auf der kalten Stirn! — Und wenn die Natur zuletzt bei den unnatürlich Belasteten und Gedrückten doch ihr Recht erobert — dann schlagen sie die Menschen in Ketten und drücken auf ihre Stirn das Brandmal des Gottes- und Gesellschaftsverwets. Aber die Zeit kommt, ihr Staatsweisen, in der das Brandmal zum Ehrenzeichen wird, und in der nicht die Rebellen, sondern die Unterdrückten in die Kerker wandern!"

(Fortsetzung folgt.)

## Land und Leute in der Union.

Für die „Neue Welt“ von A. Donai.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen in Kanada, soweit sie nicht durch Blutmischung mit Indianern die rohesten aller Wilden geworden sind, haben nie eine Spur geistigen Lebens verrathen, selbst ihre reichen Grundbesitzer (Seigneurs) nicht. Daß die Dänen in Grönland es nicht konnten, leuchtet ein, aber auch in Westindien haben sie nichts geleistet. Von den als Sklaven hierher verpflanzten Negern läßt sich Besseres sagen; allein diese kamen aus einem sehr kulturfeindlichen Klima in ein besseres. Die Holländer haben es in Nord-, Mittel- und Südamerika versucht und sind, obwohl sie aus dem damals höchstgebildeten Lande Europa's kamen, hier verbauert und verschollen, oder aber entnationalisirt worden, und dasselbe gilt von den Schweden. Daß die Russen, zumal in Alaska, es zu nichts bringen konnten, ist selbstverständlich. Das feltische Element, vertreten in den zahlreichen Irländern und selbst den viel höher stehenden Welschen und Hochschotten, kommt wegen seines raschen Verschwindens im Angelsachenthum nicht in Betracht. Es bleiben also nur die Deutschen und die Angelsachsen zur Betrachtung übrig, welche ohnehin verhältnißmäßig die zahlreichste Bevölkerung bilden.

Von der älteren deutschen Einwanderung nach Pennsylvanien und Newyork (die nach Georgien ist spurlos verschwunden) sind fünf bis sechs Millionen vorhanden, von denen aber bloß etwa anderthalb Millionen dicht im östlichen Pennsylvanien beisammen Wohnende die mitgebrachte pfälzische Mundart, wie sie vor etwa 200 Jahren war, mehr oder weniger mit Englisch gespielt, reden. Diese haben allzeit das Lob fleißiger und tüchtiger Bauern gehabt, aber nie ein geistiges Lebenszeichen gegeben. Diejenigen, welche nur noch Englisch reden, haben manche tüchtige Menschen hervorgebracht, zählen hier aber nicht mit. Die neuere Einwanderung seit 1834 besteht sammt ihren Nachkommen aus nahezu fünf Millionen, von denen aber wohl eine Hälfte das Deutsche nur noch dürftig versteht, nicht mehr spricht, und Alle, außer der jedesmal eingewanderten Generation, es im nächsten Gliede ganz gegen das Englische vertauscht haben werden. Daß grade die Deutschen mit „affenartiger Geschwindigkeit“ ihre schöne Muttersprache verlieren, ist nichts Neues; sie haben es in der Fremde seit Jahrtausenden immer so gemacht, weil ihre Sprache schwerer

auszusprechen und schwerer richtig zu handhaben ist als andere, und weil sie, mit der kurzen Ausnahme der Hohenstaufenzeit, nie eine Nation gewesen sind. Zwanzig Jahre lang hat eine kleine Anzahl vernünftiger Deutscher hier das Uebel des Untergangs ihrer Sprache mit großem Kraftaufwande bekämpft, und der Verfasser mit ihnen; und seit dem Beginn der „neuen Aera“ und der bismarck-deutschen Nation hofften sie wirklich auf Erfolg trotz allen Spottes der Pessimisten. Allein die deutsche Nation muß noch nicht die rechte sein; denn die Entdeutschung bleibt sich gleich.

So schlimm aber und für den deutsch Denkenden schmerzlich dies ist, so ist es noch nicht das Schlimmste, das man von den hiesigen Deutschen sagen kann. Schlimmer ist, daß ihre zweite Generation, und vollends die dritte, nicht mehr an der Kulturbewegung selbstthätig theilnimmt, wenigstens keine Beweise davon gibt, welche für sich selbst sprächen. Wieviele Kinder und Kindeskinder hochgebildeter, verdienstvoller deutscher Einwanderer kennen wir, welche ihren Vätern nicht entfernt gleichen, sondern in die flachste Alltäglichkeit versunken sind! Ausgenommen hiervon sind die Wenigen, welche den besten Theil ihrer Erziehung in Deutschland erhalten haben. Die Uebrigen sind fast alle Schablonen-Menschen, was um so niederschlagender wirkt, weil die erste Generation wirklich große Erfolge in allen Lebensgebieten, auch auf dem für Deutsche so fremden politischen, aufzuweisen hat. Unter diesen eingebornen Deutschen herrscht z. B. für die Arbeiterbewegung nicht die geringste Theilnahme, natürlich immer mit ganz vereinzelt Ausnahmen; wohl aber viel Rückschritt in das Pfaffensthum, die politische „Drahtzieherei“ und die wüste Noheit.

Die Angelsachsen allein sind die Nation; aber sie sind grade in den besten Zügen sehr vom Engländerthume abgewichen, während die schlimmeren desselben umso mehr hervorstecken. Erkennen wir zuvörderst an, daß sie eine größere, weil weiter verbreitete Durchschnittsbildung aufweisen, als jede andre Nation, und daß es auch an höchst tüchtigen Fachleuten unter ihnen nirgends fehlt; daß sie, in durchaus freiwilliger Weise, mehr für Schulen und Erziehung thun, als ganz Europa zusammen, und daß sie hinsichtlich Erfindungen, Entdeckungen und einzelner Forschungsweige mit an der Spitze des Fortschritts stehen. (Schluß folgt.)

## „Je suis envoyé par les nôtres!“

(Schluß.)

Wir begaben uns in eine andere Straße, wenn ich nicht irre, in die Rue de l'Échiquier. An dem einen Ende derselben war eine ziemlich niedrige Barrikade zu sehen; ein Gamin\*) von zwölf Jahren sprang auf ihrem Kamme herum, riß alle möglichen Pöffen und suchte mit seinem türkischen Säbel in der Luft herum. Ein dickeibiger Nationalgardist, furchtbar blaß, lief vor-

bei, jeden Augenblick stolpernd und laut stöhnend — aus dem Ärmel seines Militärrockes träufelte dunkelrothes Blut.

Die Tragödie hatte begonnen — an ihrem Ernste war nicht mehr zu zweifeln, obschon kaum Jemand noch ahnte, welche Dimensionen sie annehmen würde. — Ich hatte mich weder diesseits noch jenseits der Barrikaden zu schlagen und ging nach Hause.



Hungrige Spatzen. Nach dem Bilde von Gustav Süs.

Der ganze Tag verstrich in fürchterlicher Aufregung. Die Hitze war unerträglich, dabei eine Schwüle — ganz der Lage entsprechend. Ich verließ nicht den Boulevard des Italiens, auf dem sich ein buntes Menschengewühl drängte. Die unmöglichsten Gerüchte wurden verbreitet und immer auf's neue durch andere, womöglich noch phantastischere, verdrängt. Gegen Abend war Eines aber ganz sicher: fast die Hälfte von Paris befand sich in den Händen der Insurgenten.

\*) Sprich Gamäng, Gassenjunge; besonders Pariser Gassenjunge.

Barrikaden tauchten überall auf, besonders am andern Ufer der Seine; die Truppen nahmen strategische Positionen ein: ein Kampf auf Leben und Tod war in Vorbereitung. Am folgenden Tage war schon vom frühen Morgen das Aussehen der Boulevards — überhaupt das Aeußere derjenigen Theile von Paris, die nicht von Insurgenten besetzt waren, wie durch Zauberei verändert. Ein Befehl des kommandirenden Generals der Pariser Truppen, Cavaignac's, untersagte allen Privatverkehr auf den Straßen; Nationalgardisten, Pariser, sowie aus der Provinz, bewachten, auf den Trottoirs aufgestellt, die noch bewohnten Häuser.

Die regulären Truppen und die Mobilgarde waren im Kampfe. Ausländer, Frauen, Kinder, Alte und Kranke saßen zu Hause, wo alle Fenster, zur Verhütung eines Hinterhaltes, offen bleiben mußten; die Straßen waren wie ausgestorben.

Nur selten eilte ein Postomnibus, oder die Kutsche eines Arztes vorbei, welche aber fortwährend von den Posten aufgehalten, und nur nach Vorzeigung von Passirscheinen durchgelassen wurden,

oder mit schwerem Getöse rasselte ein Geschütz zum Kampfsplatz, eine Abtheilung Soldaten durchzog die Straße, oder ein Adjutant, ein Courier sprengte vorüber. Es trat eine peinliche, qualvolle Zeit ein; wer eine solche nicht erlebte, der kann keine richtige Vorstellung davon haben. Den Franzosen war es begreiflicherweise hange zu Muth: sie konnten glauben, daß ihre Hauptstadt, daß ihr Vaterland, daß die ganze Gesellschaft nun zerstört und



Liberté (die Freiheit), Brunnenbüste von Gustave Courbet.

in Nichts zerrieben würde; aber die Qual eines zu unwillkürlichem Müßiggang verurtheilten Ausländers war, wenn nicht noch schrecklicher, so doch gewiß ermüdender als ihr Aerger und ihre Verzweiflung.

Eine drückende Hitze — jedes Ausgehen unmöglich — durch die geöffneten Fenster ergießt sich ungehindert eine brennende Gluthwelle, die Sonne blendet, an eine Beschäftigung, an Lesen oder Schreiben ist nicht zu denken. Fünffmal, zehnmahl in der

Minute ertönen Kanonenschüsse, zuweilen eine Gewehrsalve, ein dumpfes Kampfgetöse. — Auf der Straße herrscht Todesstille; die glühenden Pflastersteine werden gelb, die Luft kocht in den Sonnenstrahlen — die Trottoirs entlang verstörte Gesichter der unbeweglich dastehenden Nationalgardisten — und keinen einzigen gewöhnten Lebenslaut! Rund um mich herum ein weiter leerer Raum — und doch hat man das Gefühl von etwas Drückendem, wie in einem Gefängniß oder einem Grabe.

Seit zwölf Uhr ein neues Schauspiel: Tragbahnen mit Verwundeten und Todten erscheinen. Hier trägt man einen Mann mit ergrautem Haar und einem Gesicht, so weiß, wie das Kissen, auf dem er liegt, -- das ist der tödtlich verwundete Deputirte Charbonnel -- die Häupter werden stumm vor ihm entblößt, -- allein er sieht dies Zeichen mittheilsvoller Verehrung nicht, seine Augen sind geschlossen. -- Da geht ein Häuflein Gefangener, sie werden von Mobilgardisten geführt, diese sind noch ganz junge Burschen, fast Knaben; sie stößten zuerst wenig Vertrauen ein, aber sie schlugen sich wie die Löwen. Einige tragen auf den Bajonetten die blutigen Tzako's ihrer gefallenen Kameraden -- oder die Blumen, die ihnen aus den Fenstern von den Frauen zugeworfen wurden.

„Vive la républi - i - ique!“ rufen auf beiden Seiten des Boulevard die Nationalgarden, indem sie die letzte Silbe eigenthümlich und traurig ausziehen. „Vive la mobi - i - ile!“ -- Die Gefangenen gehen aneinandergebrängt wie die Schafe, ein ordnungsloser Haufe, finstere Gesichter, viele in Lumpen, ohne Kopfbedeckung, einige mit gebundenen Händen.

Die Kanonade, das schwere, eintönige Dröhnen, hörte indessen nicht auf. Gegen Abend ist von meinem Zimmer aus etwas Neues zu hören; zu dem Dröhnen gesellen sich schneidige, viel nähere und kurz andauernde Salven. „Das ist“, sagt man mir, „das Erschießen der gefangenen Insurgenten in den Mairies (Bürgermeistereien).“

Und so eine Stunde nach der andern, Stunde auf Stunde. Auch Nachts ist es nicht zum Schlafen. Versuche ich auf den Boulevard zu gehen oder bis zur nächsten Straße, um entweder etwas zu erfahren oder mich ein wenig zu erfrischen, -- so werde ich angehalten und befragt: wer und was ich bin, wo meine Wohnung ist und warum ich nicht im Dienstrock stecke? Hatte man nun erfahren, daß ich Ausländer war, so wurde ich argwöhnisch angesehen und barsch nach Hause geschickt. Einmal sogar wollte mich ein Nationalgardist aus der Provinz -- das waren die allereifrigsten -- durchaus verhaften, weil ich ein Morgenjaquet anhatte. „Sie haben den Rock angezogen, um sich bequemer mit den Insurgenten verständigen zu können (pactiser)!“ schrie er mich, wie besessen, an. -- „Wer weiß, Sie sind vielleicht ein russischer Agent, und in ihren Taschen ist Geld, bestimmt, unsere Zwietracht anzufachen (pour fomenter nos troubles)!“ -- Ich hat ihn, meine Taschen zu durchsuchen . . . aber das ärgerte ihn noch mehr. Russisches Gold, russische Agenten haben damals, mit vielem anderem Unsinnigem\*) und Ungeheuerlichem, das in den aufgeregten Geistern Platz gefunden, in allen Köpfen gespukt. Ich wiederhole: es war eine peinliche, qualvolle Zeit!

Unter solchen Umständen vergingen volle drei Tage, der vierte (26. Juni) rückte heran. Die Neuigkeiten vom Kampfsplatz gelangten ziemlich schnell zu uns, indem sie die Trottoirs entlang von Mund zu Mund liefen. So wußten wir z. B. schon, daß das Pantheon genommen, daß das ganze linke Ufer der Seine in den Händen der Truppen war, daß General Brea von den Insurgenten\*\*) erschossen worden, daß der Erzbischof Affre verwundet und daß nur noch das Faubourg St. Antoine von Aufständischen besetzt sei. -- Ich erinnere mich, wie wir die Proklamation von Cavaignac lasen, der zum letzten Mal an das patriotische Gefühl appellirte, das auch aus dem verstocktesten Herzen nicht verschwinde. Ein Courier, Husarenoffizier, sprang plötzlich quer über den Boulevard heran und schrie, indem er mit den Fingern seiner Rechten einen Kreis, groß wie ein Apfel, bildete: „Mit solchen Kugeln schießen sie auf uns!“

In dem Hause, wo ich wohnte, auch in derselben Etage, lebte der deutsche Dichter G., mit dem ich bekannt war; ich besuchte ihn oft, um doch einige Beruhigung zu finden, das eigne

Ich ein wenig zu vergessen, die drückende Dual des Nichtsthums und der Einsamkeit zu betäuben. Und so saß ich auch am Morgen des 26. Juni bei ihm. Er hatte soeben gefrühstückt, als der Garçon plötzlich und mit aufgeregtem Gesicht hereintrat.

„Was gibt's?“

„Monsieur G., ein Blusenmann fragt nach Ihnen!“

„Ein Blusenmann? Was für ein Blusenmann?!“

„Ein Mann in einer Bluse, ein Arbeiter, ein Graukopf fragt nach dem Bürger G. Befehlen, ihn hereinzulassen?“

G. und ich sahen uns verwundert an. „Lassen Sie ihn herein,“ meinte er endlich.

Der Garçon ging, vor sich hinbrummend: „Ein Mann in einer Bluse . . .!“ Er war ganz erschreckt. Ach, und vor wenigen Monaten erst, im Rausch der Februarrevolution, hatte die Bluse als das modernste, anständigste und sicherste Kostüm gegolten! Wie lange war es her, daß ich selber, in einer Gratisvorstellung, die im Theatre Français für das Volk gegeben wurde, mit eigenen Augen eine Menge der ausgefuchtesten Modemenschen, der sogenannten Beau-monde (schönen, vornehmen Welt) sah, die in weißen und blauen Blusen steckten, aus denen so eigenthümlich ihre gestärkten Kragen und Jabots hervorragten? Aber mit den Zeiten wechseln auch die Sitten; zur Zeit der Junischlacht wurde die Bluse zu einem Kainszeichen, erregte sie die Gefühle des Schreckens und der Wuth.

Der Garçon kam zurück, und mit einem stummen Schauern ließ er einen Maurer, einen Mann, der wirklich eine Bluse anhatte, eine zerfetzte und schmutzige Bluse, vortreten. Die Hosen, die Schuhe des Mannes waren ebenfalls schmutzig und geflickt; den Hals umschlang ein rother Fegen und der Kopf war mit einem Wald von schwarzgrauen, verworrenen, bis auf die Augenbrauen herabhängenden Haaren bedeckt, unter denen sich eine lange, höckerige Nase erhob und ein Paar kleine, vor Alter entzündete, fahle Augen hervorblickten. Eingefallene Wangen, Runzeln, tief wie Narben, am ganzen Gesicht; ein breiter, zuckender Mund, der Bart struppig, rothe, schmutzige Hände und jene eigenthümliche Rückgratskrümmung, die den Druck langdauernder Ueberarbeit verräth. . . . Kein Zweifel -- wir hatten vor uns einen jener zahlreichen, hungernden und unheimlichen Arbeiter, die so häufig sind in den niedrigen Schichten „civilisirter“ Gesellschaften.

„Wer von Ihnen ist Bürger G.“ fragte er mit heiserer Stimme.

„Ich bin G.“ antwortete der deutsche Poet, nicht ohne einige Berlegenheit.

„Erwarten Sie Ihren Sohn mit seiner Bonne aus Berlin?“

„Dawohl, -- woher wissen Sie das? Er sollte vor einigen Tagen herfahren, aber ich glaubte . . .“

„Ihr Knabe ist gestern angekommen, aber da die Eisenbahnstation von St. Denis in den Händen der Unsrigen ist“ -- bei diesem Worte wäre der Garçon fast vor Schreck umgefallen -- „und es unmöglich war, ihn hierher zu schicken, so hat man ihn zu einer unserer Frauen gebracht -- hier auf dem Papierstreifen finden Sie seine Adresse. Wir haben aber die Unsrigen gesagt, ich möchte zu Ihnen gehen, damit Sie nicht unruhig seien. Auch seine Bonne ist mit ihm, er hat eine ganz gute Wohnung, das Essen wird Beiden gegeben. Es ist auch keine Gefahr vorhanden. Wenn Alles zu Ende sein wird, können Sie ihn abholen. Hier, nehmen Sie den Papierstreifen. Adieu, Bürger!“

Der Alte begab sich zur Thür.

„Halt, halt!“ rief jetzt G. ängstlich. „Gehen Sie doch nicht fort!“

Der Alte blieb stehen, wendete sein Gesicht aber nicht zu uns. „Also Sie sind blos deshalb hierhergekommen,“ fuhr G. fort, „um mich, einen Ihnen ganz unbekanntem Menschen, wegen meines Sohnes zu beruhigen?“

Der Alte erhob sein gebeugtes Haupt:

„Ja! Je suis envoyé par les nôtres!“ (Ich bin von den Unsrigen geschickt.)

„Blos um dessentwillen?“

„Ja!“

\*) Trotzdem steht es fest, daß russische sowohl wie bonapartistische Agenten während der Junischlacht thätig waren. Red. d. N. W.

\*\*) Brea wurde notorisch von bonapartistischen Agenten getödtet; die Prozeßverhandlungen haben dies festgestellt; die Kugel, welche den Erzbischof Affre traf, kam erwiesenermaßen nicht von Seiten der Insurgenten. Red. d. N. W.

G. war ganz erregt. „Aber ich bitte Sie . . . ich . . . ich . . . ich weiß wirklich nicht, was ich denken soll. Es wundert mich, wie Sie unverfehrt hierhergelangen konnten, man hat Sie doch gewiß an jeder Ecke angehalten!“

„Ja!“

„Man fragte Sie auch, wohin Sie gehen wollten und was Sie zu thun hätten?“

„Ja. Man hat mir immer die Hände angesehen, ob Pulverspuren da wären. Ein Offizier drohte, mich erschießen zu lassen.“

G. wurde stumm vor Schreck und Verwunderung; auch der Garçon glogte ihn mit großen Augen an. „C'est trop fort!“ (das ist zu stark) lispelten seine erblaßten Lippen.

„Adieu, Bürger!“ sagte der Alte und wendete sich nach der Thüre.

G. eilte auf ihn zu und faßte ihn bei der Hand.

„Warten Sie . . . bleiben Sie . . . erlauben Sie mir, Ihnen meinen Dank auszudrücken.“

Er fing an, in seinen Taschen herumzusehen. Der Alte machte eine ablehnende Bewegung mit seiner breiten, schwieligen Hand: „Bemühen Sie sich nicht, Bürger; ich nehme kein Geld an.“

„So erlauben Sie doch wenigstens, daß ich Ihnen ein kleines Frühstück anbiete oder ein Glas Wein . . . kurz, irgend etwas.“

„Ja, das werde ich Ihnen nicht versagen,“ meinte nach einigem Zögern der Mann. „Ich glaube, es ist schon der zweite Tag, daß ich nichts gegessen habe.“

G. schickte gleich den Garçon nach einem Frühstück und bat seinen Gast, einstweilen Platz zu nehmen. Jener ließ sich auf dem angebotenen Stuhle nieder, legte seine Handflächen auf die Kniee und versank in düsteres Nachdenken.

G. fing an, ihn zu befragen, aber der Alte antwortete, wie es schien, nur ungerne und in mattem Ton; man sah, daß er sehr ermüdet sein mußte, daß er jedoch weder aufgeregt war noch Furcht verspürte, und sich zu Allem ganz gleichgiltig verhielt. Uebrigens mochte das Gespräch mit dem „Bourgeois“ nicht nach seinem Geschmack sein. Beim Frühstück wurde er, nachdem er mit großem Behagen gegessen und getrunken hatte, etwas lebhafter und gesprächiger.

„Im Februar“, so erzählte er, „versprachen wir der provisorischen Regierung, drei Monate zu warten; nun sind sie vorüber, aber die Noth ist noch dieselbe, ja, sie ist noch größer geworden. Die provisorische Regierung hat uns betrogen, versprach viel — hielt aber nichts. Sie that nichts, gar nichts für die Arbeiter. Unsere Mittel sind nun verzehrt, Arbeit gibt es keine, die Geschäfte stoden. Eine schöne Republik das! Nun entschlossen wir uns, — verloren sind wir so wie so!“

„Erlauben Sie,“ versuchte G. einzuwenden, „welchen Nutzen konnten Sie von einem solch unsinnigen Aufstande erwarten?“

„Verloren sind wir so wie so,“ wiederholte der Alte, wischte sich den Mund recht sauber, legte die Serviette nieder, dankte und erhob sich.

„Gehen Sie schon?“ fragte G.

„Ja, ich muß zu den Unsrigen. Was soll ich denn hier bleiben?“

„Aber man wird Sie auf dem Rückweg ganz gewiß anhalten und vielleicht noch wirklich erschießen!“

„Ist möglich. Vielleicht. Aber was hat das zu bedeuten? Lebt man, so muß man für seine Familie Brot erwerben, aber wie und wo? Wenn man uns aber todtschlägt, so werden die Leute schon für unsere Waisen sorgen. Adieu, Bürger!“

„So sagen Sie mir doch wenigstens Ihren Namen! Ich möchte wissen, wie der Mann heißt, der so viel für mich gethan.“

„Es ist nicht nöthig, daß Sie meinen Namen wissen; in Wahrheit, was ich that, das that ich nicht für Sie, sondern weil die Unsrigen es befahlen. Adieu!“

Und der Alte ging, vom Garçon begleitet, hinaus.

\* \* \*

Noch an demselben Tage wurde der Aufstand unterdrückt. Sobald der Befehl frei wurde, holte G. sein Söhnchen, nach der ihm übergebenen Adresse, bei der Frau, die es beherbergte. Der Mann und der Sohn dieser Frau waren gefangen, ein zweiter Sohn, sowie ein Neffe auf der Barrikade gefallen. Auch sie wollte kein Geld annehmen, aber, indem sie auf zwei im Zimmer herumspringende Mädchen — Töchterchen ihres gefallenen Sohnes — hinwies, sagte sie: „Wenn ich einmal für diese zu bitten genöthigt sein werde, so möge Ihr Sohn sich ihrer erinnern!“

Das Schicksal des Alten, der G. aufsuchte, blieb unbekannt. Es war unmöglich, diese seine That nicht zu bewundern, jene unbewußte, fast heroische Einfachheit, mit der er die That vollbrachte. Es kam ihm augenscheinlich nicht im mindesten in den Sinn, daß er etwas Ungewöhnliches gethan, daß er sich geopfert. Aber man kann auch jene Männer nicht genug bewundern, die in dem Getümmel eines furchtbaren Kampfes sich der Angst eines ihnen unbekanntes „Bourgeois“ erinnerten und darauf bedacht waren, denselben zu beruhigen. Freilich haben Leute vom selben Schlage zweihundzwanzig Jahre später „Paris angezündet“ und die Geißeln erschossen,\* aber Derjenige, der nur ein wenig das Menschenherz kennt, wird diesen Widerspruch zu lösen wissen.

\* Paris, das ist jetzt erwiesen, ist nicht von den Pariser Arbeitern „angezündet“; und die Geißeln, das ist ebenfalls erwiesen, sind nicht von den Pariser Arbeitern erschossen worden. Die volle und ganze Schuld der damaligen Greuel ruht auf der sogenannten „Ordnungspartei“.

Red. d. N. W.

## Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von G. B.

### 2. Unsere Wohnungen.

(Fortsetzung.)

Die zur Ventilation und zur Erhellung eines Wohnraumes genügende Fensterfläche muß — im Lichten gemessen — mindestens ein Sechzehntel der ganzen Wandfläche des Zimmers betragen und darf niemals kleiner als zwei Quadratmeter sein. Natürlich können dem angeführten Zweck nur solche Fenster entsprechen, die geöffnet werden können und wirklich direkt in's Freie gehen. — Für eine sichere Lüfterneuerung bürgt indeß das Vorhandensein genügend großer Fenster auch noch nicht. Die Wichtigkeit der Lüfterneuerung für unser Wohlbefinden ist eben allgemein noch so wenig bekannt, daß es nicht zum Verwundern ist, wenn viele Menschen Fenster und Thüren wenig zur Lüftung benutzen. Während im Sommer bei dem geringen Temperaturunterschiede der Innen- und Außenluft der Austausch derselben nur sehr langsam stattfindet, und daher das nur zeitweilige Oeffnen des

Fensters dann ganz unzureichend zur genügenden Lüftung ist, läßt die Noth und die Furcht vor zu großem Verbrauch von Heizmaterial im Winter die meisten Menschen nur auf möglichste Verminderung des mit Heftigkeit durch jede Spalte stattfindenden Luftwechsels bedacht sein. Frische Luft und Sonnenlicht, die unentgeltlichen, aber auch unentbehrlichen Gaben der Natur, werden so für viele fleißige Menschen zu unerreichbaren Luxusartikeln. Zwar könnten zweckmäßige Ventilationsvorrichtungen hier wenigstens ein gänzliches Darniederliegen des Luftwechsels hindern; doch ist deren allgemeine Einführung erst dann zu erwarten, wenn dieselbe durch Gesetz obligatorisch ist.

Außer durch ungenügende Lüftung werden viele Wohnungen durch Ueberfüllung mit Menschen ungesund. Wie schon erwähnt, verlangt die Commission des logements insalubres in Paris, daß keine Wohnung mehr Personen beherberge, als eine auf 14 Kubikmeter, wobei Küche und Korridor nicht mit

einzurechnen sind. Die Noth zwingt freilich die Menschen vielfach, sich mit einem geringern Raum zu begnügen. Bei der im Jahre 1867 in Deutschland vorgenommenen Volkszählung mußten in den großen Städten 10,2 von 100 Wohnungen als überfüllt bezeichnet werden. Und hier war kein so hohes Maß als in Paris angenommen. In Berlin allein war in demselben Jahre die Zahl der Wohnungen ohne besondere Küche schon auf 12,281 gestiegen. Die hohen Miethpreise schieben die Menschen immer mehr zusammen und zwingen sie, mit einem immer engeren Raum vorlieb zu nehmen. Es nisten sich dann solche schlechte Wohnheiten ein, wie mehrschläfrige Betten, das Uebereinanderstellen der Bettstellen, das Schlafen auf den Dielen &c. Die fleißigsten, rechtschaffensten Menschen müssen sich oft mit einem kleineren Raum begnügen, als er den Inassen der überfülltesten und daher auch keineswegs gesunden Gefängnisse gewährt wird. Während auf diese doch mindestens ein Lustraum von 8 Kubikmetern gerechnet werden muß, findet man oft Arbeiterfamilien von drei Erwachsenen und vier Kindern in einer dunkeln, feuchten Schlafkammer eingepfercht, welche Jedem nur 3—4 Kubikmeter Raum gibt; oder sie schlafen in der dunstigen Stube, in welcher den Tag über an einem schadhafsten Ofen gekocht, gewaschen und getrocknet wird, und deren Fenster im Winter nie geöffnet werden.

Und den Tag über müssen sie die durch Staub und Ausdünstungen verunreinigte Fabrikluft athmen. In Fälle, wie Dr. Schwabe in seinem statistischen Jahrbuch anführte, daß z. B. eine sich noch zum Mittelstande rechnende Familie in ihrer aus Stube, Kammer und Küche bestehenden Wohnung an nicht weniger als zwölf Personen männlichen und weiblichen Geschlechts Schlafstellen vermietet hat — sind gar keine Seltenheit. Diese Menschen sind dann so zusammengedrängt, wie die Auswanderer auf dem Zwischendeck mancher Auswandererschiffe. Aber während die Behörde hier wenigstens auf die Innehaltung einer gewissen Grenze hält, findet sie keine Veranlassung, sich um den Wohnraum der in der Heimath Geliebten zu kümmern. Ebenso schlimm wie dieses zusammengewürfelte Schlafstellenleben ist die Benutzung einer Wohnung von mehreren Familien zugleich. Die Reinhaltung einer solchen Wohnung stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten, die Sittlichkeit kämpft ohnmächtig gegen diese Entwürdigung, und die Gesundheit — —? Zwar hat die Gewohnheit bereits das Schreckliche der außerordentlichen Sterblichkeit — namentlich der kleinen Kinder — verwischt, da dieser „Massenmord“ etwas Alltägliches geworden ist. Aber zuweilen regt sich doch das Menschenbewußtsein in uns, daß es der Natur der Dinge nach anders, besser sein müßte.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der alten und der neuen Welt.

### Auf Ruinen.

Heißa lustig! Denn das Versten,  
Nieseln, Säuseln hört ihr nicht,  
Hört nicht das leise Knistern,  
Das doch so vernehmlich spricht.

Wenn auch morsch die alten Säulen,  
Faul der Boden, trüb' das Licht,  
Wenn auch der Parfüm der Fäulniß,  
Fridelnd in die Nase sticht.

Heißa lustig! — Auf Ruinen  
Lacht und tanzt ihr hochgeschürzt —  
Ei, was thut es, wenn der Pflunder  
Auch sammt euch zusammenstürzt!

Aba Christen.

**Hungrige Spaten** (s. Seite 224). „Haare lassen“ heißt es im Leben gar oft, wenn man nach Brot geht, und das „Risiko der Arbeit“ ist ja manchem unserer Leser ein nur allzubekanntes Ding. Auch an dem kleinen grauen „Proletarier unter den deutschen Vögeln“, dem Spatz auf unserm Bilde, hat sich dies „Haare lassen“ in lebensgefährlichster Weise bewahrheitet. Der Schnee bedeckt Feld und Bäume und der Brotsuchende geht mit seinem Kameraden vor die Häuser und an die Heerstraße. Er ist zwar ein kluger, gewitziger Gesell, aber sein diplomatisches Talent ist doch nicht so ausgebildet, daß er hinter jeder Brotkrume herzlose Spekulation wittert. Er hat Hunger. Verlangend und

neugierig piept und hüpfet er vor dem verhängnißvollen Fangeisen herum, das freilich für eine andere Haut berechnet ist. Seine kommunistische Weltanschauung verleitet ihn zu dem Glauben, daß eine gütige Menschenhand dem armen Wandersmann hier eine Mahlzeit bereitet habe. Sein Gesicht jedoch, ein mißtrauischer Agitator, hat die Maschine vorsichtig betrachtet und ihn gewarnt, daß er nicht um jeden Bissen hineinspringe in eine so geheimnißvolle Wohlthätigkeitsanstalt. Umsonst. Mit dem Muthe des Hungers hüpfet er heran und kehrt mit dem Schwänzen den Schnee hinweg, um den Bissen besser erlangen zu können. — Klapp! — Die Maschine schließt ihren Rachen und entsezt hüpfet der arme Bursche fort, dicht vor dem Tode dahin. — Freilich muß er sein Bestes, sein Steuer, als Opfer lassen und die Strafpredigt seines Begleiters mit in den Kauf nehmen. „Siehst du,“ ruft dieser erschreckt und ärgerlich aus, „hab' ich dir's nicht immer gesagt, daß es Thorheit ist, um jeden Hungerbissen sein Leben dranzusetzen?“ — „Das ist das Risiko der Arbeit,“ antwortet philosophisch der hungrige Gerettete — und seither hört man's alle Spaten von den Dächern pfeifen: „Wer nach Brot gehen muß, muß Haare lassen.“

p.

**Die Büste der Freiheitsgöttin** (s. Seite 225), modellirt von Gustave Courbet, der sie zu Besen in Bronze gießen und voriges Jahr auf einem öffentlichen Brunnen in La tour de Peilz bei Besen aufstellen ließ, mit der Widmung: Hommage à l'Hospitalité — in dankbarer Anerkennung der von dem Communesüchtling genossenen Gastfreundschaft, hat eine Höhe von vier Fuß, und das trefflich gelungene Kunstwerk beweist, daß der Bildner Courbet sich vor dem Maler Courbet nicht zu schämen braucht.

Mit nächster Nummer beschließt die „Neue Welt“ das zweite Quartal, und wir können unsern Lesern die Mittheilung machen, daß der Bestand des Unternehmens gesichert ist. Mehr als 17,000 Abonnenten hat sich das Blatt während eines halben Jahres erobert, ein Erfolg, der unsere Erwartungen — zumal in der jetzigen geschäftslosen Zeit — weit übertroffen hat und den schlagendsten Beweis liefert, daß ein Blatt wie die „Neue Welt“ wirkliches Bedürfnis ist. Wohl wissen wir, daß zu diesem Erfolge die Freunde unsrer Sache ein Wesentliches beigetragen haben; wir rechnen nach wie vor auf deren kräftigste Unterstützung. Wir selbst werden nach Kräften dahin wirken, daß unser Blatt die Aufgabe, welche es sich gesteckt hat: ein Bahnbrecher zu sein für das Wahre, Gute und Schöne, immer besser erfülle. Sicherlich wird es so dem vereinten Streben gelingen, im Laufe der Zeit aus dem bescheidenen Anfang wahrhaft Großes zu schaffen. Sorge also Jeder, daß wir noch im Laufe dieses Jahres ein gut Stück vorwärts kommen! Hunderttausend Leser für die „Neue Welt“! — das muß unser Aller Ziel sein. — Also an's Werk!

Die geehrten Post-Abonnenten ersuchen wir um rechtzeitige Bestellung, welche mindestens zwei Tage vor Ablauf des Quartals zu erfolgen hat; in diesem Falle liefert die Post das Blatt zum gewöhnlichen Preise von 1 M. 20 Pf. — Verspätete Bestellung liegt vor, wenn bereits Nummern des Quartals erschienen sind, und erhebt die Post in diesem Falle 10 Pf. Nachbestellgebühr (den sog. Straf-Groschen), hat dann aber alle Nummern vollständig zu liefern. — Ältere Nummern oder Quartale besorgt die Post gegen Zahlung des Preises. Die Verlags-handlung ist im Stande, alle bis jetzt erschienenen Nummern wie ganze Quartale nachzuliefern. — Der Abonnent hat das Recht, jede Nummer vollständig und rechtzeitig zu verlangen. Ist eine Nummer von der Post nicht geliefert, vom Abonnenten aber rechtzeitig reklamirt worden, so muß die betr. Postanstalt sie ihm nachliefern. Dieselbe hat kein Recht zu Ausreden irgendwelcher Art, wie z. B.: die Nummer sei nicht eingegangen &c., und wolle man sich vorkommenden Falls durchaus nicht von der Reklamation abhalten lassen, da die Leipziger Postamts-Zeitungs-Expedition jede berechnete Reklamation erfüllt. Die Verlags-handlung, deren Verpflichtung mit einmaliger Ablieferung an die Post erfüllt ist, kann den Postabonnenten einzelne Nummern nur gegen Einsendung von 25 Pf. (incl. Frankirungsporto) liefern.

Redaktion und Verlags-handlung.